

Ein Karl-May-Museum.

[Nachdruck verboten.]

Am 1. Dezember wird in Radebeul bei Dresden auf dem Besitz der Witwe von Karl May ein nach diesem Schriftsteller benanntes Indianermuseum errichtet, das, genau betrachtet, mit Karl May selbst und der Welt, die er uns vermittelt hat, eigentlich nicht sehr viel gemeinsam hat. Trotzdem ist der Name der neuen Sammlung nicht unberechtigt. Ein durch die Lektüre des Radebeuler Indianerrhapsoden zum Ausreißen angeregter Wiener Junge namens Frank schließt sich der Buffalobill-Truppe an, kommt zu den Prärie-Indianern, wandert von einem Stamm zum andern, verbringt fünfunddreißig Lebensjahre auf seinen Kreuz- und Querzügen und kehrt schließlich, jetzt mit dem Vornamen „Patty“, nach Deutschland zurück, wo er, nebenbei im Besitz von zwar nicht glücklich machenden, aber beruhigenden Geldern, sein ferneres Leben der stillen Freude an seinen Sammlungen zu widmen gedenkt. Da kommt die Inflation. Patty Franks Ruhe ist hin, weil das Geld hin ist. Er erzählt der Witwe Karl Mays, daß er nun seine Schätze wohl wird veräußern müssen, weil der Mensch nun einmal nicht existieren kann, wenn er nicht die nötigen Kalorien zu sich nimmt. Da aber geschieht etwas, was der anspruchslosen Frau, die als Witwe Karl Mays in der Radebeuler Villa „Old Shatterhand“ lebt, gar nicht hoch genug angerechnet werden kann: nicht nur, daß Frau May im Park ihres Besitzes Patty Frank ein Blockhaus errichtet – das wäre eine Privatangelegenheit, um derentwillen sie noch nicht den Dank der Öffentlichkeit zu verdienen brauchte – sie wahrt auch die Sammlungen vor Verschleuderung, indem sie Patty Frank anregt, sie nach wissenschaftlichen Grundsätzen ordnen zu lassen und dann der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Im Blockhaus selbst wird die Sammlung aufgestellt, nachdem ein Spezialist für Indianerkunde, Hermann Dengler, für ihre Durchsicht sowie für Anordnung und Registrierung gewonnen wurde. Und jetzt kann jedermann sich in dem Museum von der Indianerwelt ein Bild machen, wie er es so vollständig und so – exakt wohl in keinem der großen Völkerkundemuseen gewinnen dürfte.

Exakt! Das ist die Grundnote der Radebeuler Sammlung. Nicht die volkstümliche Vorstellung von der auf dem Mustang dahinjagenden Rothaut ... nicht das Kriegerische ... nicht das Wilde, Grausame ... auch nicht der „Marterpfahl“ macht den Inhalt des Karl-May-Museums aus, und das ist in der Tat ziemlich wunderbar. Gewiß – jene Motive sind auch vorhanden. Aber nur, insofern sie historisch berechtigt sind. Sie treten weit zurück hinter dem indianischen Kulturelement, das wir über der Lektüre der „Indianer“-Geschichten nur zu leicht vergessen. Und so zeigt sich die schier groteske Erscheinung, daß Karl May im „Karl-May-Museum“ eigentlich ein wenig korrigiert wird. Ob sich seine Witwe bewußt war, daß sie, als sie die Anregung zu diesem Museum gab, uns aus der Romantik, in die uns ihr phantasiebegabter (und gewiß hochinteressant schreibender) Gatte Jahrzehnte lang geführt hatte, wieder zurückversetzte in die Welt der Tatsachen? Denn das muß gesagt werden: das Karl-May-Museum hat mit Karl May fast nur den Namen gemeinsam. Es ist eine höchst seriöse, wissenschaftliche Sammlung, um die die Direktoren der großen ethnologischen Institute Radebeul schon heute beneiden, nachdem sie, auf Einladung des Karl-May-Verlages, hier den ersten Besuch gemacht haben.

Denn das Museum zeigt uns den wirklichen Indianer, sozusagen den Urindianer, aus dem erst seit der Berührung mit den weißen Eindringlingen der sich seiner Haut, seiner Büffelherden, seiner Kultur erwehrende Krieger wurde. In diesem Kampf setzten die Europäer dem Indianer so zu, daß er „wild“ wurde. Schaut man hingegen in die Wandschränke, Wandkästen und Vitrinen, die in den hellbelichteten, nach allen Gesetzen moderner Museumseinrichtung gehaltenen Radebeuler Räumen aufgestellt sind, so nimmt man mit Staunen wahr, welche hohe Kultur, welche bildnerische Kraft in den Indianern gelebt hat. Noch hausen die Indianer friedlich auf ihren Weidegründen, die Raum für alle bieten, so daß kein Stamm den andern zu bedrängen braucht. Darum wohnen sie auch in Häusern! (Der Wigwam, ohne den man sich nach landläufiger Meinung die Rothaut nicht vorstellen kann, stammt erst aus der Zeit, da gegenseitig der Streit um die immer schmaler werdenden Weiden die Selbsthaftigkeit aufhob.) Die Häuser ruhen auf kunstvoll gedrechselten Balken, in die man die Bilder derjenigen überirdischen Mächte geschnitzt hat, die man ehrt, die man sich zum Vorbild nimmt, deren Wesen der eigene Wahlspruch sein soll. Indianerwappen also! So lassen sich diese Totempfähle bezeichnen. In den Häusern aber weben die Frauen aus Zedernbast kunstvolle Matten, flechten aus eigens präpariertem Gras Körbchen, knüpfen Fasern zu Tanzmützen zusammen, nähen mit Fischgräten lustige Ornamente in Kinderkleider und halten bei all dieser Arbeit im

Mund auch noch die Borsten des Stachelschweins, die inzwischen weich werden müssen, damit sie sich dann als Ornamente auf Kleidungsstücke nähen lassen. (Die Perle ist erst mit den Weißen zu den Indianern gekommen.) Auf zartgrauem Hirschkalbleder werden rote, grüne und blaue Ornamente gezogen. Bisonfelle werden bemalt, und man staunt, wie diskret, mit welchem Farbensinn die Verzierungen der Grundfarbe des Felles angepaßt sind. Lederhalsbänder, Handgelenkringe, Halsketten aus Bärenklauen, Tabakbeutel, Pfeifen, kurz, alles war zum Lebensbedarf und darüber hinaus zum Schmuck gehört, wird von den Frauen angefertigt. „Und drinnen waltet die züchtige Rothaut ... und fügt zu dem Guten den Glanz und den Schimmer ...“ Auf die Gewänder stickt sie mit Vorliebe irgendein heiliges Tier, oder auch wohl eines, das, dem Menschen an sich gleichgültig, mit bösen Geistern auf gutem Fuße steht. So sehen wir oft das Bild der Spinne, die nach der Meinung der Indianer eine Freundin des Donnergottes ist, der dann den Träger des mit ihr geschmückten Mantels schon in Ruhe lassen wird.

Die Weidegründe werden enger. Der Weiße bricht immer tiefer herein. Der Indianer muß sich gegen ihn wehren und dem andern Stamm zusetzen, auf dessen Besitz er sich seine Nahrung zu holen gezwungen ist. Krieg und Kriegsgerät! Das Radebeuler Museum zeigt uns die Lanze, den (die mannigfaltigsten Formen aufweisenden) Tomahawk, den Schild und seine kunstvolle Hülle, die herrlich gestickte Schärpe und die aus Federn des Adlers gefertigte Kriegshaube. Was aber diese Federn wieder alles bedeuten, das ist ein Studium für sich. So ungefähr alles, was ein Indianer als Mann und Krieger, als Persönlichkeit schlechthin, darstellt, ist an den Federn abzulesen. Da sieht man, ob er schon Kriegszüge mitgemacht hat, wie oft er im Felde stand, wie oft er verwundet wurde (Verwundetenabzeichen!), wieviel Pferde er erbeutete, und wie oft er einen Feind „berührte“. Denn der Indianer tötet seinen Feind nicht, sondern er legt, zum Zeichen des Sieges, die Hand auf seine Schulter. Dann nimmt er ihn in seinen eigenen Stamm auf, weil Leben, weil Kraft wertvoll ist. Der Anhänger der heroischen Weltanschauung tut demnach gut, nicht allzu oft in das Radebeuler Museum zu strömen; er könnte sich an Pazifismusbazillen anstecken!

Jeder weitere Schrank führt eine Kulturepoche weiter. Die Weißen sind Sieger geblieben. Zwar hat noch 1876 ein ganzes Bataillon unter einem amerikanischen General in der Schlacht am Little Big[horn] daran glauben müssen, und ein auf Bisonhaut gemaltes Schlachtenbild zeigt uns den ganzen Stolz der indianischen Rasse über diesen Sieg. Aber die Rothaut wird zurückgedrängt. Nicht nur Kugel und Blei überwältigen sie; der Weiße strömt in allem die Superiorität von sich aus. Das schnürt dem Indianer den Atem ein. Und dann lehrt er den Indianer auch, was Branntwein ist ... Die indianische Eigenart verschwindet immer mehr. Mit den Hosen geht die Katastrophe los. Hatten die Roten früher noch angesichts der französischen Soldaten, die in Kanada auf sie stießen, über die merkwürdige Sitte, an den Beinen Röhren zu tragen gelacht ... hatten sie, die es nicht verstehen konnten, wie der Mensch außerdem noch das Becken in Tücher einschnüren könne, die Weißen sehr summarisch als „die zugebundenen Hintern“ bezeichnet, so nehmen sie jetzt selbst diese Modetorheit an. In den Vitrinen sehen wir schön gestickte Leder und Tücher, die die Indianerfrauen zu Hosen zusammennähten, um mit diesen ihren eigenen Gatten den Hintern zuzubinden. Immer mehr passen sich die Rothäute den Weißen an. Jetzt erkennen sie, welchen Wert das Geld hat. Auch wie man es an sich zieht, wissen sie. Das ist ein bedrückender Anblick, dieser große Wandschrank, der uns die Produkte der indianischen Fremdenindustrie zeigt. Da sehen wir Schreibmappen, Pantoffeln, Necessärs, Zigarrentaschen, Nadelkissen und alle möglichen anderen Dinge, die ein Indianer niemals verwendet hat, die er aber jetzt aus indianischen Rohstoffen herstellt, um sie den Fremden als wertvolle Reliquien indianischer Kultur aufzuhängen. Sie sieht schon furchtbar aus, diese Halskette aus aneinandergereihten Menschenzähnen. Ach, indianische Mädchen haben alte Gräber durchwühlt, aus den Schädeln die Zähne herausgeholt und friedlich aufgereiht. Weil das den Weißen das Gruseln und ihnen selbst Geld bringt ... Die Rothaut wird zivilisiert. Unaufhaltsam geht der Prozeß vor sich. Aber das Radebeuler Museum, das kein Paradezeughaus sein will, zeigt uns auch diesen Verfall.

Wir haben also einen Ueberblick über die ganze Geschichte des Indianers, von seiner Kultur vor der Berührung mit den Weißen, von seiner kriegerischen Tätigkeit und von der Zeit, in der die Rasse sich sozusagen auf das Altenteil setzte. Ein erquickendes, ein imponierendes, ein zu Resignation stimmendes Bild! Aus diesen drei Teilen setzt sich das Karl-May-Museum zusammen, durch das die Witwe dieses Mannes seinem Namen einen Ruf gegeben hat, der sich mit dem von ihm selbst erworbenen zu einer

höheren Einheit verschmilzt. Das deutsche Volk aber kann mit diesem Museum einen Gewinn verzeichnen, für den es dem Sammler Patty Frank, seiner Beschützerin Frau May und dem Ordner der Sammlungen Hermann Dengler nur dankbar sein kann. Die geistvollen Witze, die darauf hinweisen, daß das Museum in Sachsen und noch dazu in unmittelbarer Nähe von Kötzschenbroda steht, werden bestimmt nicht ausbleiben. Aber auch die Besucher des Karl-May-Museums werden nicht ausbleiben, und diese werden, wenn sie das Museum geschaut haben, an jenen Witzen nicht mehr allzu schwer tragen.

Arno Voigt, Dresden.

Aus: Zittauer Morgen-Zeitung, Zittau. 30.11.1928, 1. Beilage, Seite 1 + 2.

Kleine Textverluste am linken Rand wurden unter Verwendung von B-4960 ergänzt.